

Vorbemerkung der Redaktion zu nachfolgender Besprechung:

Obwohl in dieser Zeitschrift bereits zwei ausführliche Besprechungen zu R. SCHROTTs Homer-Theorien und Übersetzungspraktiken erschienen sind (von F. J. WEBER in FC 4/2008, S. 259-261, und von I. GOTTWALD in FC 1/2009, S. 41-48), scheint es angesichts der Bedeutung des Themas und der durch Schrott erregten Medienaufmerksamkeit angemessen, an dieser Stelle noch eine weitere, sehr kritische Rezension zu veröffentlichen.

*Homer, Ilias. Übertragen von Raoul Schrott. Kommentiert von Peter Mauritsch. München: Carl Hanser Verlag, 2008. Pp. XL, 631. ISBN 978-3-446-23046-0, geb., € 34,90.*

Unter Einbezug von:

*Raoul Schrott: Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe. München: Carl Hanser Verlag, 2008. Pp. 432. ISBN 978-3-446-23021-1, geb., € 24,90.*

[Der vorliegende Text ist eine Kurzfassung. Die vollständige Fassung kann als PDF-Dokument abgerufen werden unter <http://www.uni-tuebingen.de/troia/deu/Rezension-Schrott-Homer.pdf>]

„Die Übersetzung eines griechischen Gedichtes kann nur ein Philologe machen. Wohlmeinende Dilettanten versuchen es immer wieder, aber bei unzureichender Sprachkenntnis kann nur Unzureichendes herauskommen.“ (WILAMOWITZ)<sup>1</sup>

SCHROTTs *Ilias*-„Übertragung“ zerfällt in drei Hauptteile: Teil I: „Zur *Ilias*/Zu dieser Fassung“ (p. V-XL) – Teil II: „Übertragung“ der *Ilias*, gerahmt von Inhaltsangaben der *Kypria* und der *Aithiopsis*: p. 1-523 – Teil III: „Anhang“ (p. 525-621) und „Inhalt“ (p. 623-631). – Wir betrachten zunächst kurz Teil I und Teil III, um uns danach auf das Kernstück, die sogenannte „Übertragung“, zu konzentrieren. Bewusst nicht vermieden sind Bezugnahmen auf Schrotts vorangegangene Monographie „Homers Heimat“, in der eine im deutschsprachigen Raum während des ganzen Jahres 2008 zu z. T. sensationell aufgemachten Feuilleton-Ehren gelangte, auch in der vorliegenden „Übertragung“ zugrunde gelegte [p. V-XXIX] absurde Entstehungshypothese der *Ilias*, die sogenannte ‚Kilikien-These‘, aufgestellt wird. Deren

Kernpunkt ist die ‚Entdeckung‘, das ‚wahre‘ Troia der uns vorliegenden *Ilias* sei nicht das an den Dardanellen im Nordwesten der heutigen Türkei von CALVERT/SCHLIEMANN ausgegrabene und dann seit 1988 unter der Leitung von M. KORFMANN, seit 2006 unter derjenigen von E. PERNICKA (beide Universität Tübingen) in großem Rahmen international und interdisziplinär weiter erforschte Areal (heute: Hisarlik), sondern das rund 800 km Luftlinie entfernte, im Süden der Türkei im Binnenland gelegene Káratepe (‚Schwarzberg‘, spät-hethitisch Azatiwada) und das rund 100 km Luftlinie davon entfernt im Südwesten zum Meer hin um das spät-hethitische Adanija (heute die Millionenstadt Adana) gelegene Areal im später ‚Kilikien‘ (hethitisch: Kizzuwatna; assyrisch: Hillaku) genannten Gebiet; HOMER, der seine kilikische Heimat mit ihrer Zeitgeschichte in die alte Troia-Sage hinein„projiziert“ (so auch *Ilias* p. XI), also gewissermaßen Azatiwada (Káratepe) ins Dardanellen-Troia hineingeschmuggelt habe, sei ein griechischer Schreiber und Eunuch in einer auf dem heutigen Káratepe gelegenen assyrischen Residenz-Kanzlei gewesen, der – mit Ortskenntnissen der Troas ausgestattet – seine Epen unter Verwertung des alten Troia-Sagenstoffes vornehmlich aus orientalischen Quellen, wie dem Gilgamesch-Epos, aus diversen orientalischen Erzählungen und Dokumenten sowie aus zeitgeschichtlichen assyrischen Ereignisabläufen kompiliert habe. Aufgebaut wird diese bewundernswert phantasievolle These auf der Annahme, die Insel Zypern sei Namensgeberin der ‚Zypriotischen Geschichten‘ (so versteht Schrott fälschlich Kypria), und mit diesen sei die ganze Troia-Geschichte in das Zypern gegenüberliegende Kilikien gelangt (‚Homers Heimat“ p. 84-93). Diese Spekulation lässt sich mit einem einzigen Satz erledigen: Nach uralter Vermutung erhielten die Kyprien ihren Titel (der lediglich ‚Kyprisches‘ bedeutet) von jemandem, der die Dominanz der auf Zypern geborenen Kypris = Aphrodite im Kausalgefüge dieses nachhomerischen Epos erkannt hat;<sup>2</sup> Zypern hat also – ebenso wie Kilikien – mit dem Troia-Stoff gar nichts zu tun. Gegen diese ganze Kilikien-Phantasterei ist von Fachwissenschaftlern in den deutschsprachigen Medien von Skepsis bis zur Verhöhnung bereits ausgiebig protestiert worden. In der vorliegenden Besprechung

der *Ilias*-„Übertragung“ wird dieser Protest u. a. durch eine bislang gänzlich unbeachtet gebliebene (naturkundliche) Ebene der Gegenargumentation ergänzt.

Zu Teil I: Dieser separat paginierte Teil (p. V-XL) des Buches könnte als ‚Einführung‘ bezeichnet werden. Er ist zweigeteilt: Der erste Unterabschnitt (1: p. V-XXX) gibt Schrotts *Ilias*-Konzeption wieder, der zweite (2: p. XXXI-XL) legt Rechenschaft über seine „Übertragungs“-Methode ab. – Zu (1): Die vorgelegte *Ilias*-Konzeption ist aus meist unverstandenen Forschungsfragmenten und eigenen Phantasien zusammengestellt und dementsprechend völlig abstrus (die *Ilias* sei um 660 entstanden und stelle eine ‚Einwebung‘ zwischen den beiden „bunten Erzählteppichen“ der „zypriotischen Erzählungen“ und der *Aithiopsis* dar, in welcher der „judäisch-kilikische Aufstand gegen die Assyrer um 700“ thematisiert werde [V]; Homer habe sich „des troianischen Sagenstoffes bedient, um die Konflikte zwischen Kilikern und ihren assyrischen Machthabern aufarbeiten zu können“ [XXV]; der Name ‚Homeros‘ sei eine „levantinische Bezeichnung für eine Sängergilde – *bene homerim*“, und die Herkunft dieses Namens lasse sich dank einer spätantik überlieferten nord-syrischen Stadt namens [H]Omeros „geographisch fixieren“ [VIII]; der kilikische Homer gebe Helenas Entführer Alexandros den Beinamen Paris, um damit auf den kilikischen „Herrschersitz Pabri“ zu verweisen [XII], usw.). Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung damit ist ebenso unmöglich wie überflüssig; Laien, die das Buch gutgläubig erwerben, werden nicht in die gegenwärtige Homer-Forschung eingeführt, sondern in eine Phantasiewelt entrückt.

Zu (2): Was Schrott hier auf zehn Seiten zu seiner Fassung sagt, besteht aus radikalem Homer-Verriss und arroganter Selbstbespiegelung: „die für Homer typische unbeholfene Ausdrucksweise subjektive Denkprozesse betreffend“; Homers Formulierungen sind „zu umständlich, statt knapp und direkt“; „die Phrasen bleiben schemenhaft und blass“: XXXVI; Homers Übersetzer von VOSS bis HAMPE haben nur Homer-„Travestien“ zustandegebracht: XXXIf.; Schrott hingegen „versucht [...] Homer von seinem Ufer abzuholen, um ihn ins Heute zu bringen“: XXXIII; die vorliegende Fassung „adap-

tiert die homerische Diktion in einem modernen Duktus, der vom hohen Ton bis zum lakonisch Hingeworfenen und Derben eine weitaus größere Ausdrucksweise umfasst“. Alles in allem: Homer war ein Stümper, seine Übersetzer desgleichen, und es bedurfte eines Schrott, um Homer zum Dichter und sein Werk mittels vorliegender „Übertragung“ zu Dichtung zu machen. Die Ursache der Naivität, die hinter diesem ‚Ins-Heute-Bringen-Wollen‘ steht, ist das kardinale Unverständnis für die Dimension des Geschichtlichen in Kunst und Kultur überhaupt. Schrotts „Übertragung“ gerät folgerichtig zur Karikatur.

Zu Teil II („Übertragung“; p. 1-523): Erwarten würde man hier eigentlich nur die Übersetzung der *Ilias*. Schrott lässt dieser aber eine ‚Inhaltsangabe‘ der *Kypria* vorausgehen und eine solche der *Aithiopsis* folgen (beide habe er aus PROKLOS, APOLLODORUS [!], ATHENAEUS [!], aus „dem“ [!] PINDAR-Scholiasten und „dem“ [!] *Ilias*-Scholiasten „kollationiert“ [p. 11; 523; gemeint: ‚kombiniert‘]). Diese Einbettung in die Troia-Gesamtgeschichte ist für den nicht-professionellen Leser durchaus nützlich (die Zuweisung einzelner Erzählungsbestandteile an bestimmte Bücher der beiden – verlorenen – Epen ist freilich Phantasie). Dann aber sollte diesem Leser das Verhältnis zwischen *Ilias* und den Epen des ‚Epischen Kyklos‘ auch erklärt werden. Stattdessen versorgt Schrott den Leser mit Fehlinformationen: Homer „schiebt“ seine Geschichte nicht „zwischen den *Kypria* und der *Aithiopsis* ein“ (p. VIII), sondern *Kypria* und *Aithiopsis* sind nachhomerische Ergänzungsprodukte, die durch Versifikation der vorhomerischen mündlichen Troia-Gesamtgeschichte die vor- bzw. nach-iliadischen Ereignisse nachtragen. Statt diese Nachträge aber nun wenigstens vollständig zu präsentieren ([*Aithiopsis*], *Kleine Ilias*, *Iliupersis*, *Nostoi*, [Odyssee], *Telegonia*), hört Schrott mit der *Aithiopsis* auf. Dem Leser bleibt dadurch vieles unverständlich (z. B. p. 6 die nie zuvor erwähnten „Eide“ [APOLLODOR 3,132; Epit. 3,6]), oder er wird weiterhin ungenau informiert: „[...] und vom Troianischen Pferd und dem Fall Ilios‘ berichtet erst die Odyssee“: p. VII (vom Pferd berichtete bereits der Stoff der *Kleinen Ilias*, von Troias Fall derjenige der *Iliupersis*; die Odyssee enthält nur einen Rückblick: 8,492-520).

Bevor wir zur *Ilias*-„Übertragung“ kommen, rasch noch ein paar Bemerkungen zu Teil III („Anhang“, p. 525-631). Geboten wird hier als Kernstück ein fast 90seitiger Kommentar zur „Übertragung“ aus der Feder des Grazer Althistorikers PETER MAURITSCH (p. 527-616), dazu eine Zusammenstellung der „Figuren der *Ilias*“ (p. 617-621; die Götter fehlen [!]) und eine neunseitige Inhaltsangabe der *Ilias*. – Die Haupttendenz des Kommentars liegt erstaunlicherweise darin, dass er Schrotts „Übertragung“ ständig am griechischen Original ‚korrigiert‘, sich also kontraproduktiv zu seinem ‚Auftraggeber‘ (Schrott hatte Mauritsch mit der Erarbeitung des Kommentars beauftragt, s. Impressum p. 2) verhält. Offenbar halten ‚Überträger‘ und Verlag die Publikation einer „Übertragung“ und deren permanente Widerlegung in ein und demselben Buch für besonders originell. Statt dieses Undings hätte Schrott Mauritschs Richtigstellungen von vornherein übernehmen und dem Kommentar lediglich Sacherklärungen u. dgl. überlassen sollen. Wo Mauritsch solche gibt, sind sie dann allerdings nicht immer zuverlässig (z. B. 2,715: Gatte der Alkestis ist Admetos, nicht Pelias); an manchen Stellen vermisst man sie überhaupt (z. B. 7,468 zu Iason, Euneos, Hypsipyle); zudem fehlen Quellenangaben zu wörtlichen Zitaten (z. B. 7,141; 17,210). Im Übrigen enthält Mauritschs Kommentar dieselben Untugenden wie die „Übertragung“ seines Landsmannes Schrott: Er ist durchsetzt mit Austriazismen und Verstößen gegen die deutsche Grammatik und Interpunktion sowie übersät mit Druckfehlern [umfangreiche Belegsammlung in der Langfassung].

Damit kommen wir zum Kern des Buches, zur *Ilias*-„Übertragung“ (p. 13-517). Als erstes (bezeichnendes) Beispiel sei das (erweiterte) Proömium, *Ilias* 1,1-10 vorgeführt, zunächst in der flüssig lesbaren Übersetzung SCHADEWALDTS:

„Den Zorn singe, Göttin, des Peleus-Sohns  
Achilleus,  
Den verderblichen, der zehntausend Schmerzen  
über die Achaier brachte  
Und viele kraftvolle Seelen dem Hades vorwarf  
Von Helden, sie selbst aber zur Beute schuf den  
Hunden

(5) Und den Vögeln zum Mahl, und es erfüllte  
sich des Zeus Ratschluß –  
Von da beginnend, wo sich zuerst im Streit ent-  
zweiten  
Der Atreus-Sohn, der Herr der Männer, und der  
göttliche Achilleus.  
Wer von den Göttern brachte sie aneinander, im  
Streit zu kämpfen?  
Der Sohn der Leto und des Zeus. Denn der, dem  
Könige zürnend,  
(10) Erregte eine Krankheit im Heer, eine  
schlimme, und es starben die Völker [gemeint:  
Leute].“  
Dasselbe in Schrotts „Übertragung“ (Schrotts  
unübersichtliche Vers-Nummerierung in 25er-  
Abständen ist durch pentadische Verszählung,  
die Längenzeichen durch Akut ersetzt):  
„*ménin áeide, theá, peleiádeo achilēos*  
*ouloménen, hé myrí' achaioīs álge' étheken*  
von der bitternis sing, göttin – von achilleús, dem  
sohn des peleús  
seinem verfluchten groll, der den griechen unsäg-  
liches leid brachte  
und die seelen zahlloser kriegler hinab in das haus  
des hades sandte  
die blutvollen leben dann nur noch fleisch an dem  
die hunde fraßen  
(5) den vögeln ein festmahl – und wie zeus' wille  
sich dadurch erfüllte ...  
sing, muse, und beginn mit dem moment wo der  
göttliche achilleús  
sich in einem streit mit seinem kriegsherrn aga-  
memnon entzweite.  
doch welcher der götter hatte sie gegeneinander  
aufgehetzt?  
es war apollon, zeus' sohn mit leto: vor lauter  
ärger über agamemnon  
(10) hatte er im lager eine pest ausbrechen lassen  
die das heer dahinraffte;“  
Als dekuvrierendes Motto für Schrotts „Übertra-  
gungs“-Art sei programmatisch der erste Satz von  
„Homers Heimat“ vorangestellt (p. 11):  
„Die *Ilias* umfasst 15 693 Hexameter; um sie  
ins Deutsche zu übertragen, wälzt man Kommen-  
tare, Wörterbücher und Studien zu den einzelnen  
Stellen und vergleicht die vielen Übersetzungen  
anderer, um auf den Sinn der Zeilen zu kommen  
und stimmige deutsche Sätze für sie zu finden.“

Was ist denn nun der von Schrott offenbar vor allem aus den „vielen Übersetzungen anderer“ erschlossene „Sinn“ zumindest der ersten beiden „Zeilen“? Im griechischen Original ist er klar: Der anonyme Sänger fordert die Göttin (Muse) auf, den verderbenbringenden Groll des Peleus-Sohnes Achilleus zu singen.

Bei Schrott dagegen ist der Sinn für jeden Normalleser unverständlich:

- 1) Zunächst versteht man: Eine Göttin soll von „der bitternis“ singen. Frage: von was für einer Bitternis?
- 2) Auf Klärung hoffend liest man weiter: „von achilleús, dem sohn des peleús“. Frage: In welchem Zusammenhang steht diese Angabe zu der „bitternis“?  
Antwort: Offensichtlich in gar keinem. Das „von der bitternis“ bleibt ungeklärt in der Luft hängen, und es wird statt einer Klärung ein zweiter Sangesgegenstand angekündigt: „von achilleús, dem sohn des peleús“. Die Göttin soll also (a) von einer Bitternis singen, (b) von Achilleus.
- 3) Dann aber liest man – aufgrund fehlender Interpunktion am Vers-Ende fließend in „Zeile“ 2 hinübergelitet –: „seinem verfluchten groll“. Frage: wessen verfluchtem Groll? Stünde hinter „peleús“ Komma oder Doppelpunkt, könnte man „seinem verfluchten groll“ als erklärende Apposition zu „achilleús' bitternis“ verstehen. Das würde bedeuten: Die Bitternis (des Achilleus) soll erklärend nuanciert werden durch ein zweites Gefühlswort: ‚Groll‘.
- 4) Es steht aber keine interpunktionelle Lesehilfe hinter V. 1. Also wird der Leser im Unklaren darüber gelassen, (a) von wessen Groll hier die Rede ist: von dem des Achilleus oder von dem des Peleus? (b) was der „groll“ mit der „bitternis“ zu tun hat.

Es ist anzunehmen, dass Schrott das so nicht gemeint hat. Aber er verhindert diese Unverständlichkeit nicht. Er sieht nicht, wie verständnisbehindernd, ja sinnvernichtend seine fehlende bzw. unkonventionelle, offenbar als „Poesie“-Signal gedachte Interpunktion wirkt. Das Ergebnis ist katastrophal: Die „Übertragung“ schon des monumentalen ersten *Ilias*-Verses ist gänzlich missglückt. Dass sie Homer sprachlich unsäg-

lich verschandelt, ist schon schlimm genug. Viel schlimmer aber noch: Sie lässt den Leser das vom Dichter gemeinte Thema gar nicht erst erkennen, zumal das Thema-Wort (menin, „Groll“), das erste Wort der europäischen Literatur überhaupt, verflachend seiner Wucht beraubt wird durch das semantisch inadäquate „bitternis“ (erst in V. 2 folgt nachklappernd das im Original donnerkeilartig herniederfahrende Anfangswort „groll“; zu dessen emotionalem Bedeutungskern s. Basler Kommentar I 2, p. 12f.); der Eröffnungs-Paukenschlag des Originals – ‚GROLL singe, Göttin, (den Groll) des Peleus-Sohnes ACHILLEUS!‘ – wird zerhackt („von der bitternis sing, göttin – von achilleús, dem sohn des peleús / seinem verfluchten groll“) und bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Im Text steht kein alltagsgriechisches *ade moi, o thea, peri tes tou Achilleos menidos*, sondern hier ist ein Gestaltungswille am Werk, der eine bewusste Erhöhung vom Banalen ins Hochpoetische bewirkt.

Schrotts Deutschlernversuche allein (s. unten) erklären das nicht. Anhand des ersten von 15 693 *Ilias*-Versen wäre damit das Urteil über diese Art von „Übertragung“ im Grundsatz schon gesprochen. Diese Basis wäre freilich allzu schmal. Wir fahren also fort, konzentrieren uns jedoch auf Prinzipielles.

### (1) Verkennung der Autonomie des Originals

Die „göttin“ (V. 1) wird bei Schrott zur (im Original nicht vorhandenen) „muse“ (V. 6); die „Achaier“ zu beliebigen „griechen“ (V. 2); der „Atride“ (V. 7) zu „agamemnon“; „Letos und Zeus' Sohn“ (V. 9) zu „es war apollon, zeus' sohn mit leto“, und der „König“ (V. 9) wieder zu „agamemnon“. Diese explizit modernisierende Belehrungs-Intention – Schrotts erklärtes Arbeitsprinzip<sup>3</sup> – ist Homer natürlich fremd und daher für etwas, was „Übertragung“ sein will, einfach falsch: Für Belehrung bzw. Erklärung hat die alexandrinische Philologie bereits im 3. Jh. v. Chr. ja gerade die Kommentare (*Hypomnemata*) erfunden; der Zweck dieser Erfindung ist es, den Wortlaut des Originaltextes in seiner Authentizität belassen zu können (implizit ja auch hier so: Wozu sonst Mauritschs „Kommentar“?). Vermischung von Originaltext und Kommentar bedeutet Tod des Originals. Da ein Literaturwissenschaftler diese Elementarfakten

eines literaturwissenschaftlichen Grundstudiums kennen dürfte, bleibt nur die Erklärung, dass er sie unter dem Vorwand, „das Original möglichst fußnotenfrei zugänglich“ machen zu wollen (p. XXXIV), einfach vom Tisch wischt.

## (2) Pointen-Verkennung

(a) Bei Schrott „sandte“ der Groll „die seelen zahlloser krieger“ zum Hades, und „die blutvollen leben“ sind dann „nur noch fleisch an dem die hunde fraßen“ (V. 3/4). Die Pointe des Originals ist damit verkannt: Der Groll „sandte viele Leben [nicht „seelen“; psyché bedeutet bei Homer nie ‚Seele‘] von Helden [nicht einfach ‚Kriegern‘] zum Hades“, „sie selbst aber [nämlich die (toten) Helden, also die Leichname, nicht „die blutvollen leben“] machte er zum Fraß für Hunde“. Der Gegensatz „Das Lebendige geht zum Hades, zurück bleibt das Tote“ (ein Glaubensdogma, an das nicht nur PLATON anknüpfen wird) bleibt unerkannt. – (b) V. 7 („der Atride, der Herr der Männer, und der vortreffliche Achilleus“) ist im Original planvoll als monumental-geschlossene Einheit mit ‚sprechendem‘ Chiasmus gestaltet und macht damit die polare Ent-Zweiung der beiden Protagonisten im wahrsten Wortsinn ‚augenfällig‘. Schrott „überträgt“, auf zwei Verse aufgeteilt und unter Vertauschung der Reihenfolge beider Namen: „wo der göttliche achilleús / sich in einem streit mit seinem kriegsherrn agamemnon entzweite“. Dass der Dichter hier den Graben zwischen diesen beiden Männern, also den Grundkonflikt des Werks, mit Worten ‚malt‘ – diesseits steht der Atride, jenseits Achilleus –: Schrott sieht es nicht. Poetisches Gespür sucht man hier vergebens.

Vielleicht klärt uns eine seiner Spielereien auf: In seine „Übertragung“ streut er ca. 110 Mal zwei (2,484-487 sogar vier) aus dem Original in lateinische Schrift – oft fehlerhaft – transkribierte Verse ein. Verteilungsprinzip, Zweck und Sinn dieser Arabesken lassen sich (trotz p. XL: „Das Druckbild der Zitate ist symbolisch zu verstehen“[?]) nicht erkennen. Soll etwa Kenntnis der griechischen Buchstaben und damit der griechischen Sprache vorgetäuscht werden? Falls dies zutrifft, ist der Versuch gründlich misslungen: Die (unkorrigiert gebliebene) Fehlerhaftigkeit zeigt genau das Gegenteil des Beabsichtigten: dass wirkliche

Griechischkenntnis nicht vorliegen kann.<sup>3a</sup> Damit ist die Ursache für Schrotts Unverständnis der Homerischen Poesie gefunden: Ohne gründlichste Kenntnis der Originalsprache kann eine adäquate Übersetzung eines Textes aus irgendeiner Sprache nie zustandekommen.

## (3) Verkennung der Epitheta-Funktion

In seiner ‚Einleitung‘ (p. XXXVIII f.) stellt Schrott die von den Alexandrinern vorbereitete, von der modernen Forschung (GOTTFRIED HERMANN, MILMAN PARRY) als richtig erwiesene Erkenntnis, wonach die Homerischen Epitheta – als altes Erbgut aus der improvisatorischen Mündlichkeitsphase – zumeist Lückenfüller sind, wieder auf den Kopf. Sie seien im Gegenteil „kontextgebunden“ und „dynamisch“. An der folgenden Passage (1,565-583, Streit Zeus/Hera) lässt sich zeigen, zu welchen Verkrampfungen die Umsetzung dieses Fehlverständnisses führt. Darüber hinaus enthüllen sich an diesem Textstück auch alle weiteren Untugenden der Schrottschen „Übertragung“. Wir setzen zwecks Platzersparnis die Schadewaldtsche Übersetzung voraus und zitieren gleich Schrott: (565) „bleib nur still sitzen auf deinem thron und tu, was ich dir sag; ich warne dich: die andren götter werden dir keine hilfe sein; muß ich denn wirklich erst aufstehen und dir ein paar langen? da weiteten sich heras augen nun, diesmal aber vor angst; sie biß sich auf die zunge, ihre ellenbogen weiß am sessel – (570) und die himmelsgötter waren wie vor den kopf geschlagen. einzig der für seine geschicktheit bekannte héphaistos ergriff das wort und kam seiner mutter hera gedankenschnell zu hilfe: é dé loígia érga tad' éssetai, oud' <'> et' anektá ei dé sphó héneka thnetón eridáineton hóde was für ein schwarzer tag! nicht auszuhalten daß ihr euch wie zwei dohlen streitet, bloß wegen ein paar sterblicher – (575) und alles in einen ehekrieg ausartet daß einem beim essen

der appetit vergeht vor dem, was da jetzt in der  
luft liegt ...  
der mutter werde ich gut zureden – sie weiß es  
ja am besten  
daß sie zu unsrem vater nett sein muß, damit er  
nicht wieder  
in seine schimpfereien ausbricht und uns dieses  
fest verdirbt.  
(580) denn hat ers wirklich drauf angelegt, unser  
blitzeschleuderer  
haut er uns von unseren hockern - der ist ja weit  
stärker als wir.  
nein – sei lieber nett zu ihm und schmier ihm  
honig ums maul:  
du wirst sehen, bald ist er wieder unser grundgü-  
tiger alter zeus!“  
Vorweg einige Formalien. Zur Marotte der  
Kleinschreibung nur dies: sie erschwert per-  
manent das Verständnis und stellt dadurch ein  
radikales Abschreckungsmittel dar, besonders  
in Verbindung mit Schrotts rudimentärer Inter-  
punktion (s. oben). Dass Schrott durch weit-  
gehende Ignorierung ausgerechnet dieser Ver-  
ständnishilfe seine eigene Intention, Homer „ins  
Heute zu bringen“ (p. XXXIII; s. oben), eklatant  
konterkariert, merkt er offensichtlich nicht  
[weitere Belege s. in der Langfassung]. – Ein  
sehr großes und geschmackloses Lesehindernis  
bilden Elisions-Exzesse, die über das seit Homer  
selbst rhythmusbedingt Übliche (hier: „ich ...  
sag“: 565) hinausgehen. In unserem Textstück  
beginnt das mit „ers“ (580) und weitet sich an  
anderen Stellen der „Übertragung“ aus zu Mon-  
strositäten wie: „aufn schultern“ (2,259), „ergriff  
... wieders wort“ (2,433), „ers nest“ (12,222),  
„bis sies müde sind“ (18,281), „nochs werkzeug“  
(18,409), „dass einems herz“ (19,229), „erst  
wenns schicksal“ (20,336), „ausm“ (21,492),  
„ihms“ (21,551). Möglicherweise würde Schrott  
das mit seiner „flexiblen Rhythmik“ begrün-  
den, „die jedoch weder ungebunden noch frei  
ist“ (p. XXXV). Der Rez. vermag allerdings in  
Schrotts „Übertragung“ weder von einer ‚unge-  
bundenen‘ noch ‚freien flexiblen Rhythmik‘  
noch von einem ‚freien Vers‘ etwas zu erkennen.  
Rhythmus ist aber eine der Grundkonstituenten  
antiker Dichtung. Seine Ignorierung in einer  
„Übertragung“ antiker Dichtungen bedeutet

daher letztlich eine die Original-Intention des  
Dichters eliminierende Entpoetisierung.

Vor der Behandlung der Epitheta und Formeln  
noch eine generelle Bemerkung zum Ton, den  
Schrott bei der Wiedergabe dieser – im Ori-  
ginal bei allem Übermut die Grenzen wahren-  
den – Szene anschlägt: eine unsägliche Trivialisierung  
bzw. Infantilisierung der Diktion, die sich dann  
fortsetzen wird und die – zumal in ihrer Vulga-  
risierung (s. unten) – über 24 Bücher hinweg nur  
schwer auszuhalten ist: „muss ich denn wirklich ...  
dir ein paar langen“, „alles in einen ehekrieg aus-  
artet daß einem beim essen der appetit vergeht“,  
„haut er uns von unseren hockern“ und „schmier  
ihm honig ums maul“; dazu eine – im wahrsten  
Sinne – hemdsärmelige, stil-unangemessene  
„Jovialisierung“: „zu unsrem vater“, „unser blitz-  
schleuderer“, „unser grundgütiger alter zeus“. Das  
ist nicht Homerischer Olymp, sondern Schrottsche  
Ekel-Alfred-Wohnküche [„Ekel-Alfred-“ fehlt  
naturgemäß in der USA-Fassung].

Nun zu den Epitheta bzw. Formeln:

Im Text-Zitat erscheinen zwei typische Standard-  
Epitheta:<sup>4</sup> das generische (d. h. nicht nur auf eine  
bestimmte Person bezügliche), in der zeitgenös-  
sischen Kunst als ‚großäugig‘ gedeutete Schön-  
heits-Epitheton Heras, *boopis* (568; „kuhäugig“  
SCHADEWALDT), sowie das distinktive, nur auf den  
Schmiedegott Hephaistos angewandte *klytotechnes*  
(571; „der kunstberühmte“, Schadewaldt). Hier  
nur zum ersten: Schrott „überträgt“ es 568 mit „da  
weiteten sich heras augen nun, diesmal aber vor  
angst“ und kommentiert p. XXXVII: „In der über-  
wiegenden Anzahl der Fälle zeigt sich, dass Homer  
sie [die Epitheta] kontextbezogen verwendet. [...] Staucht Zeus seine Gattin Hera zusammen, indem  
er sie das erste Mal [1,551] aus der Fassung bringt,  
ihr beim zweiten Mal [1,568] aber [...] Angst ein-  
jagt, heißt es jedesmal stereotyp: ‚und die kuhäu-  
gige Hera erwiderte ihm‘“ (Das ist falsch! Homer  
sagt in 1,568 ausdrücklich: ‚So sprach er. Und in  
Furcht geriet die großäugige Herrin Hera‘; von  
‚erwidern‘ ist hier gerade nicht die Rede; Schrott  
versteht seinen Selbstwiderspruch nicht.) „Auf die  
Situation bezogen erhält dieses starre Bild jedoch  
jedesmal einen anderen Gesichtsausdruck: zuerst  
macht sie ihm noch ungläubig große Augen; dann

weiten sich diese vor Angst.“ – Und in 20,309 z. B. ist dieselbe *boopis* Hera bei Schrott „kalten aug“.  
– In dieser Manier geht die Auflösung stehender Epitheta in Situationsbezogenheit weiter [Beleg-sammlung in der Langfassung].

Zu welchen willkürlichen Auswüchsen das führt, zeigen Beispiele wie die folgenden: 2,230 werden aus den ‚pferdebändigenden Troern‘ bei Schrott in Thersites’ Munde „diese reichen troianischen roßtäuscher“; 2,278 wird der zur Rede ansetzende ‚Städtezerstörer Odysseus‘ zeugmatisch amplifiziert zu „odysseús, der nicht nur eine stadt / sondern auch sein publikum einzunehmen wußte“; 3,305 lässt Schrott Priamos, der „nach Ilios, der wind-durchwehten“ zurückkehren will, sich entschuldigen mit „der wind weht um ilios. ich kehre in mein haus zurück“. Und seine „Übertragung“ „dickbauchige“ für das stehende Schiffs-Epitheton *glaphyrai* ‚gewölbte‘ begründet Schrott unfreiwillig komisch damit, dass vorher die Zeugung der beiden Admiräle durch Ares geschildert war, der heimlich ihre Mutter geschwängert hatte (2,511-516) ...

Nicht immer reicht allerdings Schrotts Phantasie für eine extravagante Deutung aus: Der ‚fußschnelle‘ Achilles, der bei ihm je nach ‚Kontext‘ auch „geistesgegenwärtig“ (9,196), „gewandt“ (9,307), „geistesschnell“ (23,193) oder „schnell von begriff“ (24,559) sein kann (denn das – so Schrotts ‚Entdeckung‘ – ist das, was Homer eigentlich mit seinem unbeholfen-stereotypen ‚fußschnell‘ meint), geht in 1,364 seines Standard-Epithetons sang- und klanglos verlustig: „und achilleús, wie er so auf dem strand hockte, sagte heiser“.

Die vorhomerische mündliche Improvisationsdichtung hatte nicht nur die Wiederholung von Epitheta, sondern auch diejenige von Einzelversen und sogar ganzen ‚typischen Szenen‘ (wie Ankleiden und Rüsten, Ankunft und Begrüßung etc.) zwecks Improvisationserleichterung erzwungen. Gleichsam eine Zwischenstellung zwischen Iterat-Versen und typischen Szenen bilden wiederholte, auch aus Pflanzen- und Tierleben entlehnte Gleichnisse. Diese machen nun ausdrücklich einen der zwölf Punkte aus, auf die Schrott seine abwegige Kilikien-These gründet, „Homers Heimat“ p. 13: „[1.] Als Heimat Homers läßt sich das griechische Festland oder die Westküste Kleinasiens

ausscheiden [...] – [4.] Aussagekräftig sind auch die Landschaftsbeschreibungen der homerischen Gleichnisse. Sie stimmen in ihren agrarischen und geographischen Spezifika alle mit Kilikien und kaum je mit der Troas überein“. Tatsächlich? Ein zweimal vorkommendes Gleichnis aus dem botanischen Bereich, in dem der Schlachtentod von Kriegern mit dem Niederstürzen eines Baumes parallelisiert wird, Ilias 13,389-393 = 16,482-486, lautet (zunächst in der Übersetzung des Rez.):

und er stürzte, wie wenn eine Traubeneiche (*drys*)  
stürzt oder Zitterpappel (*acherois*)  
oder Schwarzkiefer (*pitys*), eine emporragende,  
die in den Bergen Zimmermänner  
herausschlügen mit Äxten, neugeschliffenen, auf  
dass sie ein Schiffsbalken sei:

So lag er vor den Pferden und dem Wagen hingestreckt,

brüllend, in den Staub verkrallt, den blutigen.

13,389-393 in Schrotts „Übertragung“ (Kursivierungen des Rez.):

„ásios kippte um wie eine eiche, weißpappel oder hohe kiefer

die die zimmermänner am berg mit scharfen beilen füllen [lies: fällen]

um aus dem stamm dann schiffsbalken herauszuarbeiten –

so röchelte er vor dem wagen und seinen schönen pferden

sein leben aus, beide hände in den blutigen staub gekrallt.“

16,482-486 in Schrotts „Übertragung“:

„und sarpedón krachte um wie eine pappel, eine eiche

oder hohe fichte, die zimmerleute mit scharfen äxten

am berg umhauen um schiffsbohlen draus zu machen:

so fiel sarpedón vor seinem wagen der länge nach hin

seine finger in den blutroten staub gekrallt – röchelnd /“.

Über die Unterschiedlichkeit der „Übertragung“ trotz der im Original identischen Semantik, Stilistik und Syntax der beiden Stellen sehen wir jetzt einmal hinweg. Wir konzentrieren uns auf das Sachliche, in diesem Fall Naturwissenschaftliche (Botanische).<sup>5</sup> Die Dreiheit Traubeneiche (*drys*,

*Quercus petraea subsp. iberica*) – Zitterpappel/ Espe (*acherois*, *Populus tremula*) – Schwarzkiefer (*pitys*, *Pinus nigra subsp. pallasiana*) wird beim ersten Mal nicht nur ohne nötige botanische Spezifizierung (denn mit der *phegos*, *Quercus trojana*, Troia-Eiche, kennt Homer eine weitere Eichenart), sondern auch falsch wiedergegeben („eiche – weißpappel – kiefer“): statt lebendiger Feldforschung wohl totes Lexikon-Wissen.<sup>6</sup> In der zweiten Passage („pappel – eiche – fichte“) sind nicht nur die beiden Anfangsglieder ohne Grund vertauscht, sondern an dritter Stelle erscheint plötzlich mit „fichte“ (*Picea*) sogar ein Baum, den es nicht nur in Griechenland gar nicht gibt, wie schon das Fehlen einer (alt-)griechischen Bezeichnung zeigt (vgl. ngr. *kókkino élato*): Auch in der Troas, erst recht in Kilikien war die Fichte als typisch nordischer, höchstens bis Bulgarien (Rhodope-Gebirge) zu findender Baum gänzlich unbekannt! Dagegen mutiert die bei Homer in Westanatolien nur im Idagebirge vorkommende Tanne (*elate*) bei Schrott zur „kiefer“ (14,287; vgl. 5,559)! [Weiteres in der Langfassung, besonders im ‚Kritischen Anhang‘.]

#### (4) Verkennung der Stilhöhe

Oben war schon von der „unsäglichen Trivialisierung, Infantilisierung bzw. Vulgarisierung der Diktion“ die Rede. Zu begründen versucht hatte Schrott diesen Stil in den „Sieben Prämissen einer neuen Übersetzung der Ilias“ unter dem Stichwort „Dekor“ folgendermaßen:<sup>7</sup>

„bei all dem (scil. ‚Jammern und Lügen der Menschen‘ bzw. ‚voyeuristischen Zynismus der Götter‘) wahrt das Original jedoch sein Dekor [...] Insofern drückt sich in diesem Dekor die Zensur und Selbstzensur jeder höfischen Ständedichtung aus. Heute unerheblich geworden, benennt diese Fassung deshalb dort, wo nur umschrieben und angedeutet wird, das eigentlich Implizierte etwas deutlicher. [...] Sie (scil. Schrotts Wortwahl) akzentuiert nur genauer <, > als es Dekor und Formelsprache zugelassen hätten.“

Ausgerechnet der altertumswissenschaftliche Dilettant Schrott will also „das eigentlich Implizierte“, das die professionelle Homer-Philologie seit den Bemühungen der antiken Homer-Gelehrten, also seit etwa 2500 Jahren, herauszuarbeiten versucht, im Handstreich definitiv erkannt haben,

um es dann ‚genauer zu akzentuieren‘! Eine solche Überheblichkeit ist schon wieder bewundernswert. Für Schrotts „etwas deutlichere Benennung des eigentlich Implizierten“ hier ein paar Beispiele:

Droht Odysseus in 2,262 dem Thersites die Wegnahme von „Mantel und Hemd und was deine Scham umhüllt“ an, legt Schrott dem Herrscher von Ithaka Gossensprache in den Mund: „den mantel, das hemd und den fetzen über den eiern“. – Sagt Achill über Agamemnon in 9,377: „denn den Verstand hat ihm genommen der ratsinnende Zeus“, heißt es bei Schrott „dem hat doch zeus ins hirn geschissen!“ – Sagt Menelaos in 17,19 zu Euphorbos: „Zeus, Vater, nicht schön ist es, sich übermäßig zu rühmen“, wird daraus bei Schrott: „bei zeus – was bist du doch ein arrogantes arschloch!“ [Weitere Beispiele in der Langfassung.]

Diese infantile Anal- bzw. Fäkalsprache wird noch gesteigert durch Schrotts altmännerhaft-lüsternen Sexualslang:

3,447f.: „während sich die beiden (Paris/Helena) liebten, daß die bettpfosten wackelten“ (Homer: „Die beiden nun betteten sich auf dem gurtdurchzogenen Lager“). – 9,336f.: „soll er sie doch vögeln / und mit ihr glücklich sein“ (Homer: „bei der liegend / er sich ergötzen soll“). – 14,313-315, Zeus zu Hera [!]: „geh doch später; / und lieber mit mir jetzt ins bett – auch wir haben ja schon / ewig nicht ...“ (Homer: „wir beide aber, wohlan, wollen uns, in Liebe gelagert, ergötzen“). – 14,324, Zeus zu Hera [!]: „und nicht einmal bei [...] alkméne [...] stand er mir so“ (Homer: „auch nicht Alkmene <hat solches Verlangen in mir geweckt>“). – 15,32, Zeus zu Hera [!]: „haben dich etwa die götter geschickt, damit du mit mir bumst?“ (Homer: „damit du siehst, ob dir hilft Liebe und Bett, / auf dem du dich mit mir vereinigt hast, von den Göttern kommend“).

Schrotts Rechtfertigung für diese Vulgarisierung der Homerischen Dezenz arbeitet mit Vorstellungen über griechische Literatur, die naive Selbstprojektion, und über ihre Rezeption, die – nach eigenem Eingeständnis – „Spekulation“ sind (Replik [wie n. 7] p. 474):

„wäre der Text wirklich so grillparzerisch getragen<, > wie ihn uns die Übersetzungen bisher präsentiert haben, kein Mensch hätte sich 24 Stück solcher Gesänge angehört. Das<s> dazu

auch Drastik und Verstoß gegen das Dekorumen gehören, scheint mir offensichtlich [...] Sexuelle Motive und Anlaß für Obszönität gibt's ja auch noch in der Textform des Epos, die wir haben, mehr als genug.“

Falls es Obszönität bei Homer tatsächlich gäbe – es gibt sie aber nicht –: Glaubst Schrott allen Ernstes, dass dann erst er hätte kommen müssen, um sie bewusst zu machen? Ist Schrotts geradezu begeistert vorgetragene gossensprachliche Diktion nicht vielmehr eine jeder Subtilität bare Geschmacksverirrung – und dies bei jemandem, der sich selbst als Poesie-Experten und „Dichter“ bezeichnet?

Mittelbar hierher gehört auch die Sucht nach Erzielung platter Pointen: (1) geschmack- und stillose Kalauer (1,122: „hochherrscherlicher argeier, du habgierigster geier von allen“; auch gereimt, 11,365: „mach ich dich halt beim nächsten mal kalt“); (2) Sucht nach zeugmatischer Ausdrucksweise (11,676f.: „seine hinterwäldler nahmen / die beine in die hand und wir ihnen die oxen ab“); (3) Literatur- und Bibel-Zitate, die es in der ersten europäischen Dichtung naturgemäß nicht geben kann (1,285: „agamemnon der hörte es wohl – doch es fehlte ihm der glaube“); (4) Anachronismen (2,380: „das letzte stündlein hat dann geschlagen“ [vor Erfindung der Uhr!]); (5) die Kulturdifferenz nivellierende Fremdwörter (10,321-327: „explorieren, adjudizieren, penetrieren, deliberieren“); (6) Austriazismen (9,940: „angetrenzt“ [,besudelt‘]; 14,457: „hatschen“ [,hinken‘]; 23,782: „die göttin da hat mich ums haxel gehauen“ [Homer: ‚mir die Füße beschädigt‘]). – Stilhöhe setzt als Grundbedingungen voraus: souveräne Beherrschung der Muttersprachengrammatik, Nuancensensibilität, Gespür für das treffende Wort. Homer war in alledem Vorbild für die griechische Literalität. Schrott bleibt auch dahinter meilenweit zurück: mangelnde Grammatizität der deutschen Sprache (Appositionen im falschen Kasus, „brauchen“ ohne „zu“, falsche Konjunktive, falsche Rektionen; besonders hässlich die ‚absoluten Partizipien im Nominativ‘, Muster 1,470: „der hunger gestillt, kamen die knaben mit den mischkrügen“). – (Die ungezählten Druckfehler runden das Bild passend ab; seitenweise Belege für alles Genannte in der Langfassung).

Des Rätsels Lösung? In einem Interview mit dem Bayerischen Rundfunk (<http://br-online.de/alpha/forum/vor0603/20060313.shtml>; ausgestrahlt am 13.3.2006; damals saß Schrott an seiner „Übertragung“) antwortet Schrott auf die Frage „Wie viele Sprachen sprechen Sie? Wie viele Dialekte beherrschen Sie?“:

„Tja, als Tiroler versuche ich ja immer noch das Schriftdeutsche zu lernen, obwohl es immer heißt, wir würden [!] kein Hochdeutsch können. [...] Ich bin also ohne Koketterie immer noch dabei, Deutsch zu lernen, d. h. das ganze Repertoire der Sprache, ihre ganzen Stilregister zu beherrschen, um sie einsetzen zu können.“

Was hier offenbar wird, stimmt fast schon wieder heiter: Wir haben eine „Übertragung“ aus dem Homerischen Altgriechisch ins Neuhochdeutsche vor uns, deren Verfasser weder das Homerische Altgriechisch noch das Neuhochdeutsche wirklich beherrscht – ein in der neueren Geschichte der deutschen Homer-Übersetzung einzigartiges Kuriosum.

Wir fassen zusammen: In Schrotts opus liegt weder eine Übersetzung noch eine Übertragung vor. Die korrekte Bezeichnung hätte zu lauten: ‚Freie Nachdichtung auf der Grundlage vorliegender professioneller Übersetzungen.‘ Nach eigenem Eingeständnis („Griechisch und Latein hatten wir noch als Freifächer oder gar als Pflichtfächer am Gymnasium“: so Schrott in dem oben genannten Interview mit dem Bayerischen Rundfunk) kann Schrott ja auch tatsächlich kaum Altgriechisch und demnach erst recht kein Homerisches Griechisch – worin aus der hier vertretenen wissenschaftlichen Sicht ja denn auch der eigentliche Skandal liegt, nicht nur auf Seiten des Autors, sondern auch auf Seiten des Verlages und dessen williger Abnehmer, von den Printmedien, Fernseh- und Rundfunksendern, Veranstaltern von Lesungen usw. bis hin zur ‚Wissenschaftlichen Buchgesellschaft‘. Nach einem in Mode gekommenen amerikanischen Verfahren scheinen hier eine oder mehrere vorliegende Übersetzungen<sup>8</sup> unter dem Mantel der ‚Modernisierung/Aktualisierung‘ sprachlich aufgepeppt und mit eigenen Zutaten zu einem Flickwerk vereinigt worden zu sein. Insofern ist die Etikettierung auf dem Titelblatt „Übertragen von Raoul Schrott“ eine Mogelpackung. Insofern ist aber auch die

Tätigkeit des Rezensenten eigentlich sinnlos, da sie keine ernstzunehmende Grundlage hat: Es kann im geläufigen Sinne nicht etwas „Übertragung“ genannt werden, was nicht durch einen intimen Kenner der Sprache und des kulturellen Kontextes des Originals unter Wahrung der historischen Bedingtheit dieses Originals mit Geschmack und Augenmaß von seinem Originalort an einen anderen ‚getragen‘ wurde (‚Translation‘). Wer weder über ein Griechisch- noch sonst ein altertumswissenschaftliches Fachstudium verfügt, mag allerlei ‚zusammentragen‘ und miteinander ‚vergleichen‘ (*comparare*) – was der Berufsbezeichnung Schrotts als ‚Komparatist‘ zwar entspricht, ihr aber plötzlich einen ganz anderen, delikaten Sinn gibt ... –: Übersetzer ist er deswegen noch nicht. Mehr noch: Schrott will offenbar als erster deutschsprachiger wissenschaftlicher Übersetzer in der Geschichte des Homer-Übersetzens gelten: „Eine kanonische wissenschaftliche Übersetzung, die den vollständigen semantischen Gehalt von Homers Ilias auf deutsch präsentiert, liegt bis heute nicht vor; selbst noch die Übertragung von Schadewaldt beschneidet wahre Texttreue“ (p. XXXI). Mit anderen Worten: ‚Die erste wissenschaftlich wahre Texttreue – hier liegt sie vor!‘ Diese maßlose Selbstüberhebung zwingt die Wissenschaft zu einer deutlichen Antwort!

Wenn nicht nur die von den Medien (Presse, Radio, Fernsehen) manipulierte Öffentlichkeit – bis hin zum renommierten Berliner Ensemble –, sondern auch Fachkollegen an Universitäten (darunter auch vom Rez. sehr geschätzte) und Gymnasien, ja sogar die angesehene FU Berlin (Gastprofessur an Schrott für das WS 2008/09<sup>9</sup>) darauf hereingefallen sind und durch Einladungen zu Lesungen sogar in Schulen weiter auf diesen Schwindel hereinfließen, bedeutet das eine erschütternde Diagnose für das gegenwärtige deutsche Bildungsniveau mit verheerenden Wirkungen auf die Sprachkultur künftiger Generationen – im Übrigen richtig von WILAMOWITZ vorausgesehen. [s. Anm. 87 der Langfassung] In Anlehnung an AUGUST WILHELM SCHLEGELS Spottvers über SCHILLERS Übersetzungsbemühungen (s. Anm. 85 [der Langfassung]):

„Ohn’ alles Griechisch hab’ ich ja  
verdeutscht die Iphigenia“

könnte man Schrotts ‚Übertragung‘ in seiner Schreibart kommentieren:

ohn alles griechisch hab ich – gnade! –  
verhunzt die schöne iliade.

Oder lassen wir, 200 Jahre später und „ins Heute gebracht“, Homer selbst mit der (vom Rezensenten, als er sich im Studium erstmals mit Homer beschäftigte, immer gern gehörten) israelischen Chansonniere DALIAH LAVI (\* 1942) fragen:

„Wer hat mein Lied so zerstört?“

#### Anmerkungen:

- 1) U. v. Wilamowitz-Moellendorf: „Was ist übersetzen?“ (1891), in: Reden und Vorträge, 4. Aufl., Berlin 1925/ND 1967, (p. 1-36) p. 1f.
- 2) J. Perizonius, Cl. Aeliani [...] varia historia, Leiden 1701, zu VH 9,15, s. J. Latacz: „Kypria“, DNP 6, Sp. 983f.
- 3) p. XXXIV: „Diese Fassung schreibt deshalb gewissermaßen als Metaversion mit, was wir jetzt [!] über den Text und seine Hintergründe wissen.“
- 3a) [nach meiner BMCR-Rez. (209.8.30) eingefügt] Vgl. jetzt BMCR 209.8.32 (Yancy Hughes Dominick über Drew A. Hyland: Plato and the Question of Beauty. Studies in Continental Thought, Bloomington 2008): „Let me also register a protest against transliterating Greek. Hyland’s book includes only transliterations, and these are often extensive, as at p. 105, where Hyland transliterates an entire fragment of Heraclitus (DK B112). If I cannot read Greek, then I cannot read transliterated Greek; and if I can read Greek, then I am only going to be confused and irritated by transliterations, especially ones like this, which does not mark the difference between long and short vowels. Including the actual Greek should be easy in this age of computerized typesetting, and readers would certainly benefit.“
- 4) Siehe Basler Kommentar, hg. von J. Latacz, Prolegomena (p. 159-171: „Homerische Poetik in Stichwörtern“) p. 162 s.v. „Epitheton“; distinktiv wie ‚fußschnell‘ (= Achill), im Gegensatz zu ‚generisch‘ (s. ‚kuh-/großäugig‘) wie ‚im Rufen gut‘ (= Diomedes, Menelaos etc.).
- 5) Siehe Bernhard Herzhoff: „Phegos“, Hermes 118, 1990, p. 257-272; „Der Flußkatalog der Ilias (M 20-23) – ältestes literarisches Beispiel geometrischer Raumerfassung?“ In: Antike Naturwissenschaften und ihre Rezeption 18, 2008, (p. 101-138), p. 108 n. 26.
- 6) Siehe LSJ s.v. acherōís: „white poplar“, daraus Janko zu 16,482. – Die in Griechenland/Anatolien in tieferen Lagen häufige Weißpappel (*Populus alba*) heißt leúke.

- 7) Akzente 3/2006, (p. 193-218), p. 198; ebd. 4/2006, p. 357-383: J. Latacz: „Homer übersetzen. Zu Raoul Schrotts neuer Ilias-Fassung“; ebd. 5/2006, p. 466-479: R. Schrott: „Replik auf den Kommentar von Joachim Latacz in Heft 4“.
- 8) Auf Stephen Mitchells (\*1943) Wikipedia-Seite ist zu lesen: „Languages that he had not translated from, but rather put together interpretive versions from existing translations into Western languages include Chinese [...], Sanskrit [...], Akkadian or ancient Babylonian (Gilgamesh).“
- 9) s. Anm. 86 der Langfassung, aus der dieser Schluss der Rezension (ab „Wenn nicht nur die von den Medien ...“) hierher übertragen ist.

PAUL DRÄGER, Trier

Arwed Arnulf (Hrsg.), *Kunstliteratur in Antike und Mittelalter. Eine kommentierte Anthologie. Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 2008. 194 S., EUR 24,90 (ISBN 978-3-534-17483-6).*

In der Reihe: Quellen zur Theorie und Geschichte der Kunstgeschichte (Hrsg. von HUBERT LOCHER) bietet ARWED ARNULF (A.) eine kommentierte Anthologie zur Kunstliteratur in Antike und Mittelalter. An das Vorwort der Reihenherausgeber schließt sich die Einführung von A. an, in der betont wird, dass von der in griechischer Sprache verfassten antiken Kunstliteratur nur sehr wenige Fragmente in die Neuzeit gelangt sind. Insbesondere dem älteren PLINIUS verdanken wir Exzerpte über die griechische Malerei und Plastik. VITRUV bietet für den Bereich der Architektur immerhin ein umfangreiches Lehrwerk in Latein. A. weist darauf hin, dass in den überlieferten Texten kein Wort über die künstlerische Gestaltung zu finden ist; während einige Autoren des 6. bis 14. Jahrhunderts über Kunstwerke informieren, fehlen Angaben zu Künstlern fast vollständig, sie sind nur in Inschriften anzutreffen. Vor allem humanistische Autoren greifen auf die antike Literatur zurück und stellen die Informationen über die antike Kunst zusammen. Prägend waren VASARI, MABILLON und deren Schüler. In der Einführung begründet der Herausgeber seine Auswahl und die Probleme, die sich bei der Gliederung des Opus ergaben. Er beschreibt systematisch die fünf Kapitel, beginnend mit der Schildbeschreibung des Achill in der *Ilias* des HOMER und endend mit WILHELM WITWERT, einem Mönch, der in der 2.

Hälfte des 15. Jahrhunderts in Augsburg wirkte. Damit wird bereits deutlich, dass der Titel des Buches zu kurz greift, da er nicht nur das Mittelalter berücksichtigt, sondern auch die Epoche der Renaissance und des Humanismus. Allerdings findet keine Auseinandersetzung mit dem Thema der Epochengrenzen statt.

Der Herausgeber hat das Buch in fünf ungleich lange Kapitel unterteilt, dem ein Verzeichnis der Literatur (183-190) und ein Namensregister (191-194) folgen. Das erste Kapitel lautet: „Kunstwerke in der antiken Großdichtung. Anfänge und Traditionsbildung“ (29-45). Das zweite Kapitel trägt den Titel: „Architektur in Texten antiker Autoren“ ((47-62), das dritte: „Antike Autoren über Künste, Künstler und Kunstwerke“ (63-96). Das vierte Kapitel widmet sich folgenden Themen: „Bild, Theologie und Frömmigkeit in mittelalterlichen Texten“ (97-113). Das letzte und fünfte Kapitel befasst sich mit dem Mittelalter: „Kunst und Architektur in mittelalterlichen Texten“ (115-182). Jedes Kapitel weist ein bestimmtes Schema auf: Nach einer kommentierenden Einführung folgt ein Quellentext in Übersetzung. Dass kein Originaltext verwendet wird, mag der ein oder andere Leser monieren; im heutigen Wissenschaftsbetrieb ist es gängige Praxis, auf Übersetzungen zurückzugreifen. Auf dieses Phänomen verweisen auch die Herausgeber (M. HARBSMEIER, J. KITZBICHLER, K. LUBITZ, N. MINDT) eines kürzlich erschienenen Bandes, das sich mit der Übersetzung antiker Literatur befasst (Übersetzung antiker Literatur. Funktionen und Konzeptionen im 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York 2008).

Am Schluss eines jeden Kapitels bietet der Herausgeber jeweils knappe Angaben zur Sekundärliteratur. Am Ende des Buches finden sich nützliche Literaturangaben zu zitierten Zeitschriften, Reihen, Einführungen und Quellensammlungen (183-190). Hilfreich ist auch das Namensregister (191-194, beginnend mit AARON und endend mit ZEUXIS).

Den Auftakt bildet die Besprechung der Schildbeschreibung des Achill im 18. Buch der *Ilias* des HOMER. A. geht detailliert auf charakteristische Merkmale der Textabschnitte ein und macht darauf aufmerksam, dass für Homer nicht das fertige Werk im Zentrum stand, sondern die